Friedrich Torberg

DIE TANTE JOLESCH

oder

Der Untergang des Abendlandes in Anekdoten

Anaconda

*Für Milan Dubrovic,
den Freund noch von damals her*

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
© 1975 und 18. Auflage by Langen Müller in der F.A. Herbig
Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind
im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© dieser Ausgabe 2011 Anaconda Verlag GmbH, Köln
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlagmotiv: Paul Fischer (1860–1934),
Reproduction of a poster advertising »Wilhelm Soborg«, Copenhagen,
Private Collection / The Stapleton Collection / bridgemanart.com
Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de
Satz und Layout: Silvia Langhoff, Köln
Printed in Czech Republic 2011
ISBN 978-3-86647-702-5
www.anacondaverlag.de
info@anaconda-verlag.de

INHALT

Zum Geleit	6
Die Tante Jolesch persönlich	12
Exkurs über das Wörtchen »was«	24
Von Onkeln, Neffen und Rabbinern	29
Von mürrischen Käuzen (nebst Personal)	43
Kulinarisches Zwischenspiel	61
Am Kartentisch	80
In der Sommerfrische	98
Die Prager Hierarchie	110
Mit Genuß und Belehrung gelesen	150
Redaktionelle Nachbemerkungen	168
Kaffeehaus ist überall	180
»Räuber, Mörder, Kindsverderber ...«	204
Alles (oder fast alles) über Franz Molnár	224
Der Kreis schließt sich	247
Epilog	266

ANHANG

Ein sentimentales Vorwort (1966)	291
Urbis Conditor - der Stadtzuckerbäcker (1958)	303
Sacher und Wider-Sacher (1961)	311
Traktat über das Wiener Kaffeehaus (1959)	318
Requiem für einen Oberkellner (1958)	332

ZUM GELEIT

Dies ist – ich sag's lieber gleich und auf die Gefahr hin, des Schielens nach der »Nostalgiewelle« verdächtigt zu werden – dies ist ein Buch der Wehmut. Es schöpft aus einem ErinnerungsBrünnen, den ich noch gekannt habe, als er (im doppelten Verstand des Wortes) gebraucht wurde. Und wenn ich die Augen schließe, um besser an meine Kindheit zurückdenken zu können, ans Elternhaus und an den ersten Schulgang, an Köchinnen und Kinderfräulein, an Liechtensteinpark und Peregrinmarkt, die Grottenbahn im Prater und die Menagerie in SchönBrünn; an Spaziergänge und Ausflüge mit Meiereien und Jausenstationen; an die sommerliche Ischler Esplanade; an die Besuche auf den Gutshöfen meiner ausgedehnten väterlichen Verwandtschaft in Böhmen; an die ungarischen Flüche, die mein Großvater mütterlicherseits unsrer Familie vererbt hatte; an Einspänner und Fiaker und Pferde-Omnibusse (auch »Stellwagen« genannt, weil man sie durch ein Handzeichen anhalten, also »stellen« konnte); an die als »Elektrische« oder »Tramway« bezeichnete Straßenbahn mit ihren manchmal noch offenen Beiwagen und den im Wageninneren plakatierten Zeichnungen, die den Damen drastisch nahelegten, ihre Hutnadeln zu sichern; an die gestaffelten Signale, wenn ein Zug von seiner Ausgangsstation abfuhr: zuerst eine Trompete aus dem dritten Wagen, dann eine Trillerpfeife aus dem zweiten, und schließlich vom Kondukteur des Leitwagens ein selbstbewußtes »Fertig!«, das schon ins Klingelzeichen des Motorführers überging – wenn ich an all das mit geschlossenen Augen zurückdenke, will mir beinahe scheinen, als

gehörte ich selbst zur schemenhaft vorüberziehenden Reihe derer, für die der alte, längst stillgelegte Brünnen meiner Erinnerungen noch eine Quelle lebendiger Versorgung war.

Von dieser Vision bleibt mir mit offenen Augen immerhin so viel übrig, daß ich – und das ist kein fröhlicher Gedanke, das ist schon ein Teil der eingangs erwähnten Wehmut – daß ich wahrscheinlich einer der letzten bin, der nicht nur um jenen Brünnen weiß, sondern aus eigener Kenntnis auch die von ihm Versorgten noch im Gedächtnis hat. Sie waren in den Ländern des einstigen Habsburgerreichs beheimatet, sie bildeten einen wesentlichen Sektor des schwarzgelben Kulturkreises, und sie repräsentieren somit zwei garantiert untergegangene Bestandteile des Abendlandes: die k.u.k. Monarchie und ihr jüdisches Bürgertum. Ich vermerke das für den Fall, daß mißtrauische Leser den Untertitel dieses Buchs allzu anspruchsvoll finden.

Die Tante Jolesch, die dem Buch als Haupttitel voransteht, hat wie alle anderen, von denen hier die Rede sein wird, wirklich gelebt und hat – auch das gilt für alle anderen – die hier wiedergegebenen Aussprüche wirklich getan. Oder doch die meisten von ihnen. Den und jenen habe ich ihr wesentlich unterschoben, weil sie ihn getan haben *könnte*. Denn die Tante Jolesch war, um mit Christian Morgenstern zu sprechen, keine »Person im konventionellen Eigen-Sinn«, sondern ein Typus. Fast in jeder der großen, vielgliedrigen, über Wien und Prag, über Brünn und Budapest, über die österreichische und die ungarische Reichshälfte verzweigten Familien gab es entweder eine Tante oder eine Großmutter, deren treffsichere, teils witzige und teils tiefgründige Aussprüche von der ganzen Verwandtschaft zitiert wurden. Tatsächlich: die Schöpfung dieser »Aphorismen zur Lebensweisheit« fiel fast immer den

Frauen zu. Die Männer waren vollauf damit beschäftigt, Geld zu verdienen, den sozialen Aufstieg der Familie zu betreiben und gegebenenfalls für einen aus der Art geschlagenen Sohn oder Neffen zu sorgen, der sich irgendeiner künstlerischen oder sonstwie brotlosen Laufbahn verschrieben hatte.

Die Zeit der Emanzipation, der gesellschaftlichen Gleichberechtigung und Gleichbewertung (die in der Praxis niemals völlig zustandekam) war erst kurz zuvor angebrochen und sollte bald darauf schon wieder zu Ende gehen. Sie dauerte nicht länger als ein knappes Jahrhundert, sie hatte Platz für drei oder höchstens vier Generationen und sie ließ den Männern keinen Atem als den zur Wahrnehmung und Ausnützung ihrer Chancen. Folgerichtig waren es auch hier wieder die Frauen, die einen allzu heftigen Wahrnehmungs- und Ausnützungseifer zu bremsen suchten, sich allzu hastigen Assimilationsbestrebungen entgegenstemmten und an ihren instinktiven Begriffen von Tradition und Pietät auf eben jene Weise festhielten, die dann auch in ihren lebensnahen und lebensklugen Aussprüchen zur Geltung kam. Es war ein sozusagen internes Matriarchat, das sich aus alledem ergab. In ihrem eigenen kleinen Bereich glich die Stellung einer Tante Jolesch beinahe der eines östlichen Wunderrabbi, den man um Rat und Hilfe anging und dessen Überblick über die Fährnisse des Daseins ringsum respektiert wurde. (Leider bestand darin auch schon die einzige und weit entfernte Parallele zu dem von Grund auf anders strukturierten Ostjudentum.)

Nun verhält es sich nicht etwa so, daß der Typus der Tante Jolesch in all seinen Ausprägungen, mit all seiner Ausstrahlung und all seiner Atmosphäre auf den bisher anvisierten Geschichtsabschnitt, also auf die verhältnismäßig geruhsamen Jahrzehnte vor dem *fin de siècle* und unmittelbar hernach,